

JOHN
GILSTRAP

**KEINE
GNADE**

EIN JONATHAN GRAVE THRILLER

Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *No Mercy*
erschien 2009 im Verlag Pinnacle, Kensington Publishing Corp.
Copyright © 2009 by John Gilstrap, Inc.

1. Auflage September 2017
Copyright © dieser Ausgabe 2017 by Festa Verlag, Leipzig
Veröffentlicht mit Erlaubnis von
Kensington Publishing Corp., New York, USA
Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Lektorat: Alexander Rösch
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-568-0
eBook 978-3-86552-569-7

Im Gedenken an die Opfer des Amoklaufs vom
16. April 2007 an der Virginia Tech:

Ross Abdallah Alameddine
Christopher James ›Jamie‹ Bishop
Brian Bluhm
Ryan ›Stack‹ Clark
Austin Cloyd
Jocelyne Couture-Nowak
Daniel Perez Cueva
Kevin Granata
Mathew Gregory Gwaltney
Caitlin Hammaren
Jeremy Herbstritt
Rachael Elizabeth Hill
Emily Jane Hilscher
Jarrett Lane
Matt La Porte
Henry J. Lee
Liviu Librescu
G. V. Loganathan
Partahi Lumbantoruan
Lauren McCain
Daniel O'Neil
Juan Ortiz
Minal Panchal
Erin Peterson
Michael Pohle
Julia Pryde
Mary Karen Read
Reema Samaha
Waleed Mohammed Shaalan
Leslie Sherman
Maxine Turner
Nicole White

20. April



Dass in dieser Nacht ein voller Mond am Himmel stand, machte alles wesentlich komplizierter. Sein intensiver silberner Schein warf Schatten, trotz der dünnen Wolken-
decke so klar konturiert wie am helllichten Tag. Wie ein Phantom huschte Jonathan Grave durch die Stille. Er war komplett in Schwarz gekleidet, unter der Maske blitzten nur die Augen hervor. Grillen und Laubfrösche, die üblichen nächtlichen Krawallmacher, sorgten zu Tausenden für eine Geräuschkulisse, die ihm eine gewisse Deckung bot. Allerdings reichte das nicht. Es gab nie genügend Deckung. Er rief sich in Erinnerung, dass er sich in Indiana befand; in einem ländlichen Gebiet, in dem Sojabohnen angebaut wurden – und dass er es mit einem völlig unbedarften Gegner zu tun hatte. Doch dann dachte er daran, welchen Preis man zahlte, wenn man seinen Gegner unterschätzte.

Jonathan belauschte die Patrone-Brüder mittlerweile seit 20 Minuten. Die ganze Zeit über hatten sie nur gestritten. Der Stöpsel im linken Ohr fing jedes Wort des winzigen Funksenders auf, den er an die untere Hälfte der Scheibe am Vorderfenster geklebt hatte. Nach allem, was die flüchtige Recherche der letzten paar Stunden ergeben hatte, handelte es sich bei den Patronen um Nobodys – bloß zwei Versager aus West Virginia. Ihr Motiv für dieses

Kidnapping-Abenteuer lag im Dunkeln. Was Jonathan anging, spielte es auch keine Rolle.

Die Geduld der Entführer wurde auf eine harte Probe gestellt. Sie standen unter Druck, und das machte sich allmählich bemerkbar. Sie hatten darauf gesetzt, dass Thomas Hughes' Eltern das Lösegeld schnell ausspuckten, und konnten nicht nachvollziehen, was schiefgelaufen war.

»Ich hab's satt, mich von diesem Arschloch an der Nase rumführen zu lassen«, sagte Lionel gerade. Er war der Ältere und Hitzköpfigere der beiden. »Wenn der alte Stevie Hughes noch mehr Beweise braucht, sollten wir vielleicht einfach ein Stück von Tommy abschneiden, es in einen Briefumschlag stecken und seinem Alten schicken.«

Jonathan beschleunigte die Schritte und kniete sich ins taufeuchte Gras, um den schwarzen Rucksack abzusetzen und die Klappe zu öffnen. Mit dem Nachtsichtgerät leuchtete das Dunkel taghell, allerdings in einem unnatürlichen Grünton.

»Das ist nicht dein Ernst«, meinte Barry, der kleine Bruder. In seiner Stimme schwang eine unausgesprochene Bitte mit. Er war der Pazifist des Duos. Jonathan mochte Pazifisten. Sie lebten in der Regel länger.

»Wart's ab!«

Während Lionel in einer Tour fluchte und schimpfte, holte Jonathan eine Rolle Det Cord – Sprengschnur – aus dem Rucksack, zog ein Kampfmesser aus der Scheide an der linken Schulter, wickelte ungefähr zweieinhalb Zentimeter von der Rolle ab, schnitt ab und verstaute das Messer. Mit schwarzem Isolierband befestigte er das Stück am ins Haus führenden Stromkabel, anschließend schob er den Zünder auf die Spitze. Es gab auf der Welt kaum etwas Besseres als Det Cord. Nicht immer wurde sie für die richtigen Zwecke eingesetzt, aber an ihrer Effektivität bestand kein Zweifel.

»Chris sagte, wir sollen warten«, sagte Barry zu seinem Bruder.

Jonathan drückte die mitten auf seiner kugelsicheren Weste befestigte Sendetaste und flüsterte: »Der Boss heißt Chris.« Das war das letzte Puzzlestück, das ihnen im Rahmen der dreitägigen Beschattung noch gefehlt hatte.

Knisternd meldete sich eine vertraute Stimme im Ohr: »Verstanden! Schon eine Spur von ihm?«

»Das wollte ich dich gerade fragen«, flüsterte Jonathan. »Ich habe hier nur unsere zwei Freunde.« Von einem Augenzeugen, der Thomas Hughes' Entführung beobachtet hatte, wussten sie, dass drei Maskierte den Studenten der Ball State University mitten in der Nacht nackt aus seinem Apartment verschleppt hatten. Es gefiel Jonathan gar nicht, dass ein Mann des Gespanns fehlte und kein Mensch wusste, wo er sich aufhielt.

Der Streit der beiden Kidnapper nahm Fahrt auf und ihr Tonfall verriet, dass die Stimmung langsam kippte. Längst waren sie nicht mehr nur enttäuscht und verärgert, mittlerweile gewann nackte Verzweiflung die Oberhand. Jonathan beeilte sich.

»Diese ganze Nummer ist doch schon hoffnungslos im Arsch«, meckerte Lionel. »Wahrscheinlich haben die Cops Chris längst geschnappt.«

»Wahrscheinlich siehst du bloß Gespenster«, wollte ihn Barry beruhigen.

»Es hieß, das sei leicht verdientes Geld. Meine Fresse.«

Jonathan befand sich nun hinter dem Haus – auf der dunklen Seite, wie er sie getauft hatte. Es wurde Zeit, sich Zutritt zu verschaffen. Die Patronen hielten Thomas Hughes im Untergeschoss fest. In diesem Landesteil sagte man wahrscheinlich Sturmkeller dazu. Oder auch Rübenkeller. Er bestand komplett aus Stein und ließ sich über eine

schwere Holzklappe mit zwei Flügeln erreichen, die wenige Zentimeter aus dem flachen Erdreich herausragte. Wenn es so weit war, wollte Jonathan hier eindringen.

Er zog das Handy aus der Tasche an der Weste, klappte es auf und betrachtete die Aufnahmen der spaghettigroßen Endoskop-Kamera, die er durch die Falltür geschoben hatte. Im trüben Schein der einsamen Glühbirne, die unten brannte, fiel es schwer, konkrete Einzelheiten auszumachen, doch ihm reichte, was er sah. Die wertvolle Ware der Patrones hatte sich innerhalb der letzten halben Stunde nicht vom Fleck gerührt. Nackt lag der Musikstudent, der kurz vor dem Abschluss stand, auf dem Kellerboden, Arme, Beine und Mund mit Gewebepapier verklebt.

»Halt noch ein bisschen durch«, raunte Jonathan. Der Junge hatte nicht die geringste Ahnung, dass ihn nur noch wenige Augenblicke von seiner Rettung trennten. Er ging vermutlich davon aus, dass dieser Kellerraum das Letzte war, was er im Leben zu Gesicht bekam. Niemand konnte das Trauma dieser vergangenen vier Tage im Nachhinein auslöschen. Den Jungen, der Thomas Hughes vor der Entführung gewesen war, gab es nicht länger. Es mochte Jahre dauern, bis er wieder echte Freude empfinden konnte. Es stand sogar zu befürchten, dass er im Gegensatz zu früher nie mehr Vertrauen zu anderen Menschen fassen würde.

In Jonathans rechtem Ohrstöpsel – jenem, der nicht von den Übertragungen der Patrones in Beschlag genommen wurde – knisterte es erneut. »Lagebericht, bitte.« Offensichtlich waren zwei Minuten vergangen, seit sie zuletzt miteinander gesprochen hatten. Jonathans unsichtbarer Partner Brian van de Meulebroeke, genannt ›Boxers‹, wollte eine aktuelle Statusmeldung haben. So machten sie das immer und nutzten verschlüsselte Funkkanäle für die Kommunikation, um nicht damit rechnen zu müssen, dass sie jemand zufällig belauschte.

»Bereite mich aufs Eindringen vor«, meldete Jonathan.

Mithilfe des Nachtsichtgeräts fand er die drei mitgebrachten GPCs im Rucksack. Jeweils eine der Mehrzweckladungen war für die beiden Flügel der Bodenklappe und das schwere Vorhängeschloss in der Mitte reserviert. Sie bestanden aus C4-Plastiksprengstoff mit einem Stückchen Det Cord zum zuverlässigen Aktivieren. Formbar wie Knetmasse, absolut zuverlässig und enorm effektiv. Das galt insbesondere, wenn sich die Druckwellen auf eine so beengte Fläche wie diesen Keller konzentrierten.

»Los, schneiden wir dem Burschen die Eier ab«, schlug Lionel vor.

Jonathan wurde flau im Magen.

»Was?« Immerhin reagierte Barry entsetzt. Ein gutes Zeichen.

»Du hast mich schon richtig verstanden. Wir schneiden ihm die Eier ab und schicken sie seinem Dad zur Belohnung dafür, dass er uns die ganze Zeit verarscht hat.«

»Das ist doch krank«, fand Barry.

»Was ist daran krank? Der Kerl stirbt doch eh.«

»Sag so was nicht.«

Jonathan drückte die Sendetaste. »Lässt sich unser Freund Chris irgendwo blicken? Sieht aus, als müsste ich vorzeitig reingehen.«

»Sorry, Boss«, erklang es im Ohr. »Negativ. Das nächste Paar Scheinwerfer ist zwei Meilen von deiner Position entfernt und bewegt sich in die entgegengesetzte Richtung.«

»Verstanden«, sagte Jonathan. *Dann beruhigt euch besser mal, ihr beiden Pisser.*

Lionel erklärte seinem kleinen Bruder gerade, wie der Hase lief. »Hast du echt geglaubt, dass wir ihn am Leben lassen? Warum sollten wir?«

»Weil sie Lösegeld für ihn zahlen.«

Lionel lachte. »Deshalb mochte Grandma dich lieber als mich. Du warst immer so süß naiv.«

Nachdem die Sprengladungen platziert und so austariert waren, dass sie im Abstand von 500 Millisekunden zündeten, trat Jonathan ein paar Schritte von der Falltür zurück und überprüfte noch einmal die Cam-Übertragung auf dem Handy. Thomas Hughes hatte sich vom Bauch auf die Seite gedreht, die Knie aber unverändert an die Brust gezogen, so wie schon seit Stunden. Jonathan legte die Stirn in Falten. Wenn der Junge die Beine seit vier Tagen nicht mehr ausgestreckt hatte, wurde es nichts mit Laufen, falls sie abhauen mussten.

»Kapiert du's denn nicht, kleiner Bruder?«, fuhr Lionel fort. Jonathan glaubte, sein krankes Lächeln förmlich zu sehen. »Bei Kidnapping kommst du nie mehr aus dem Knast raus. Noch ein kleiner Mord dazu, dann kriegst du lebenslänglich plus ein paar Jahre obendrauf. Das spielt dann eh keine Rolle mehr. Ich geh jedenfalls nicht das Risiko ein, dass dieses verwöhnte Millionärssöhnchen gegen mich aussagt. Wir schnappen uns die Kohle, legen ihn um, verscharren den Leichnam und verschwinden.«

»Keiner hat was von Umlegen gesagt«, protestierte Barry.

»Weil keiner dachte, dass man es dir Idiot extra erklären muss.«

»Und wozu dann der ganze Bullshit mit den Fotos und so?«

Lionel lachte hämisch. »Du sagst es, Bruder. Alles nur Bullshit! Die Familie hatte den Verdacht, dass wir ihn umbringen wollen, deshalb bestanden sie auf einem aktuellen Foto. Das heißt, wir müssen ihn so lange am Leben lassen, bis wir das Geld in den Griffeln haben. Kapiert?«

Jonathan zuckte zusammen. Er selbst hatte den Rat gegeben, Fotos zu verlangen – eine bewährte Taktik, um Zeit

zu schinden und herauszufinden, wo man das Opfer gefangen hielt.

Jonathan beschloss, zur Vorderseite des Hauses zu schleichen, um durchs Fenster zu spähen. Ihre Körpersprache verriet vielleicht, wie ernst man Lionels Drohungen nehmen musste.

»Hey, weißt du was?« Der Ältere senkte die Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern. »Kann sein, dass wir so oder so in den Knast kommen. Möglicherweise ist Chris schnurstracks zu den Cops marschiert und hat ihnen alles erzählt. Ich wette, die warten da draußen schon.« Jonathan vernahm Schritte, zunächst im Ohrstöpsel, dann direkt zu seiner Linken. Die Haustür flog auf und Lionel trat auf die Veranda heraus.

»Shit!«, zischte Jonathan. Er erstarrte, stand da wie auf dem Präsentierteller. Nur der Schatten, den das Haus im Mondlicht warf, bot ihm einen gewissen Schutz. Wenn er sich nicht bewegte, bemerkte der andere ihn mit etwas Glück nicht. In Deckung zu hechten schied definitiv aus. Die Hand wanderte zu seinem M4-Sturmgewehr, um es in Anschlag zu bringen. Er hegte zwar nicht den Wunsch, den Gegner an Ort und Stelle umzubringen, aber sich erschießen zu lassen kam ebenfalls nicht in die Tüte.

»Seid ihr da draußen, ihr Arschlöcher?«, brüllte Lionel. Er hielt eine Pistole in der Hand. »Kommt her und holt mich!« Er feuerte zwei Schüsse in die Nacht. Für Jonathan hörte es sich nach einer 38er an.

»Was zum Teufel treibst du da?«, zischte Barry eindringlich. »Das kriegt man im halben County mit.«

»Mir doch egal!«

Jonathan konnte jetzt beide draußen auf der Veranda sehen und fragte sich, ob Barry wohl Lionels erstes Opfer wurde. Jonathan schätzte die Entfernung ab, kalkulierte den

leichten Wind mit ein und ließ den behandschuhten Finger in den Abzugsbügel gleiten.

»Ich hab die Schnauze voll von diesem Scheiß«, brüllte Lionel. »So verdammt voll!«

»Wir haben es doch fast geschafft«, beschwichtigte Barry. »Jetzt sind wir schon so weit gekommen. Da wollen wir es uns doch nicht versauen, indem wir ...«

»Kapierst du's denn nicht? Da gibt's nichts zu versauen. Man hat uns im Stich gelassen, Kleiner.«

»Das weißt du doch gar nicht. Die Verhandlungen laufen eben nicht so gut wie angenommen.«

»Das weißt *du* nicht.« Lionel schien um jeden Preis Streit zu suchen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er bekam, was er wollte. Die Brüder standen da und starrten einander an. Schließlich nickte Lionel. »Okay.«

Jonathan sah, wie die Spannung aus Barrys Schultern wich.

»Du hast recht, Barry. Es liegt bloß an den Verhandlungen.« Lionel ging wieder ins Haus. Zielstrebig. Schon beim ersten Schritt wusste Jonathan, dass gleich etwas passierte. »Also tun wir etwas, um sie ein bisschen zu beschleunigen.« Weitere Schritte ertönten.

Barry jagte Lionel hinterher. »Was hast du vor?« Erneut schwang Panik in seiner Stimme mit.

»Was ich schon längst hätte tun sollen.«

»Shit! Was willst du damit?«

»Na, was glaubst du wohl?«

Jonathan fluchte leise. Sein Equipment war nicht darauf ausgelegt, zwei Bilder gleichzeitig zu überwachen. Er wünschte sich, die Kamera lieber im Erdgeschoss versteckt zu haben als im Keller.

»Das kannst du nicht machen«, bettelte Barry. »Noch nicht. Das darfst du nicht tun.«

»Und ob ich das darf«, knurrte Lionel. »Du musst ihn bloß festhalten.«

Jonathan hetzte zurück zur Kellerluke. Die ganze Sache drohte zu entgleisen. Die Patronen entfernten sich immer weiter vom Mikrofon. Bald ließ sich ihr Gespräch nur noch abgehackt verfolgen, kaum verständlich. Dafür konnte er sie beide sehen, wie sie hintereinander die innere Kellertreppe hinunterstiegen. Sie sahen genauso aus wie auf den Fotos in ihren Führerscheinen. Er drückte die Sendetaste. »Ich glaube, es wird heiß«, flüsterte er.

»Roger, Boss. Ich komme näher ran und warte auf dein Zeichen.«

Jonathan verzichtete auf eine Antwort. Alles ging viel zu schnell.

Unten im Keller ging Lionel voran, dicht gefolgt von Barry. »Wir sollen doch nichts unternehmen, bis Chris zurückkommt.« Anscheinend glaubte er, seinen Bruder von einer Dummheit abhalten zu können, indem er vehement immer denselben Gedanken wiederholte.

»Scheiß auf Chris«, fauchte Lionel. »Spreiz ihm die Beine und halt ihn fest.«

Thomas Hughes lag auf dem Boden und bäumte sich auf, zappelte wie ein Wilder, mühte sich vergeblich, seinem Schicksal zu entgehen, *irgendetwas* zu unternehmen. Lionel versetzte dem Jungen einen brutalen Tritt in die Seite, was Thomas' Gegenwehr deutlich verstärkte. Lionel hielt eine lange Astschere in der Hand – die Sorte, mit der sich zentimeterdicke Äste kappen ließen.

Es war so weit.

Jonathan ließ das Sturmgewehr los, sodass es nur noch am Riemen baumelte, zog die 45er und presste sich an die Wand.

»Ganz ruhig«, meinte Lionel lachend. »Es wird nur verdammt weh...«

Jonathan hielt sich das rechte Ohr zu, um es vor der bevorstehenden Erschütterung zu schützen, tippte einen dreistelligen Zifferncode ins Handy ein und drückte die OK-Taste, um die SMS abzusetzen.

Er nahm die Explosion in Form vier separater Detonationen wahr, im Keller hingegen musste es einem wie der Weltuntergang vorkommen.

Die erste Explosion kappte die Stromzufuhr, die nächsten drei rissen die rechte Hälfte der Klappe aus den Angeln. Sie knallte nach innen auf die Treppe und blieb auf den Stufen liegen, quasi wie eine Rutsche, auf der sich Jonathan nach unten gleiten ließ.

»Keine Bewegung!«, brüllte er. »Wer sich rührt, ist tot!«

Das Opfer und die Geiselnahmer waren im Dunkeln blind. Jonathan dagegen konnte in dem grünlichen Leuchten, für ihn längst zum Synonym für Nacht geworden, jede Einzelheit erkennen. Die Colt M1911 in der Hand kam ihm vor wie ein uralter Freund, der Knauf schmiegte sich an den Ledereinsatz der Nomex-Handschuhe. Jonathan verschwendete nicht einen Blick auf Kimme und Korn – das brauchte er nicht. Wenn er abdrückte, war sein Ziel tot. »Hände hoch, damit ich sie sehen kann!«

Was als Nächstes geschah, war ebenso vorhersehbar wie unvermeidlich. Lionel war angepisst und hatte Angst, die tödlichste aller Kombinationen. Er schleuderte die Astschere zur Seite, zog die Pistole aus dem Hosensack, eine kompakte .380 Automatik, und feuerte in die Richtung, aus der Jonathans Stimme kam. Die Kugel verfehlte ihn um über 40 Zentimeter.

Jonathan dagegen landete einen Treffer. Er schoss dreimal, noch bevor das Echo von Lionels Schuss verhallte. Zwei Schüsse trafen den Kidnapper ins Herz, einer in die Stirn. Der Kerl fiel um wie ein nasser Sack. Thomas Hughes

nahm erneut seine Embryonalstellung ein, machte sich so klein wie möglich.

Barry geriet in der Finsternis in Panik. »Lionel!«, brüllte er, beide Hände ausgestreckt, als imitierte er einen Blinden.

»Er ist tot, Barry«, sagte Jonathan ruhig. »Und dich werde ich ebenfalls töten, wenn du nicht genau tust, was ich sage. Nimm die Hände hoch und spreiz die Finger.«

»Du lügst mich doch eh an!«, brüllte Barry.

»Mach zwei große Schritte zurück und nimm die Hände hoch.« Jonathans Tonfall war weder barsch noch nachgiebig, nur sachlich. Er ließ dem Gegenüber keinen Verhandlungsspielraum.

»Wer bist du?«, wollte Barry wissen. Vor Angst überschlug sich seine Stimme.

»Hände hoch, Barry. Zwing mich nicht, dich zu erschießen.«

Barry Patrone hatte keine Ahnung, wie ihm geschah. Jonathan erkannte es an seiner verwirrten Miene. Sein Blick huschte in alle Richtungen zugleich, im Infrarotlicht glommen die Pupillen wie Dämonenaugen.

Thomas fing hinter dem Knebel an zu schreien.

»Thomas, ganz ruhig. Du bist in Sicherheit. Es ist fast vorbei. Barry, ich will deine Hände sehen.«

»Wer bist du?«, fragte der jüngere Patrone erneut, als ob sein Gehirn in einer Endlosschleife festhing, aus der es sich erst befreien ließ, wenn er eine Antwort bekam. Er weinte, blindlings tappte er hin und her, mental in dem Korridor gefangen, der Panik von Wahnsinn trennte.

»Ich warte nicht ewig«, drohte Jonathan. »Wenn ich dir die Knie zerschiesse, liegst du am Boden. Willst du das? Die Entscheidung liegt bei dir.«

Verzweifelt schüttelte Barry den Kopf. Reflexartig machte er zwei Schritte nach links. Nein, er wollte nicht, dass man

ihm die Knie zerschoss. Mit dem Turnschuh stieß er an die Leiche seines Bruders und geriet auf dem blutigen Untergrund ins Schlingern. Um ein Haar hätte er das Gleichgewicht verloren.

»Was ist das?«, jammerte er. Er ging in die Hocke und tastete im Dunkeln. Seine Hände streiften die Schulter seines Bruders. »O Gott, ist das Lionel?« Seine Hände wanderten weiter, fanden die klaffende Furche, die sich durch das Hirn des Älteren zog.

»Hinlegen, verdammt noch mal!«, befahl Jonathan.

Barry gab einen animalischen Laut von sich, teils klagendes Heulen, teils Aufkreischen. Das Geräusch hallte von den Wänden wider. »Du hast ihn umgebracht!«, schluchzte er. »Du hast ihn umgebracht!«

Jonathan erkannte die aufsteigende Hysterie in Barrys Gesichtszügen.

»Er hat mir keine andere Wahl gelassen.« Jonathans Tonfall passte eher zu einer geschäftlichen Besprechung als zu einer Schießerei. »Mach nicht denselben Fehler.«

Jonathan hätte ebenso gut Suaheli sprechen können. Barry rührte sich nicht von der Stelle, umklammerte die Kniekehlen und stieß einen klagenden Laut aus. »Du hast ihn umgebracht. Du hast ihn umgebracht ...«, jammerte er wieder und wieder.

Einen Meter entfernt versuchte Thomas, sich auf die Knie aufzurappeln.

»Bleib, wo du bist, Thomas!«, befahl Jonathan. Das Letzte, was er jetzt brauchte, war, dass ihm jemand in die Schusslinie geriet. »Bleib einfach liegen und komm mir nicht in die Quere. Niemand wird dir wehtun.«

Als Barry Patrone aufblickte, erkannte Jonathan sofort, dass der andere sich zu einer Dummheit entschlossen hatte. Es war geradezu unheimlich, wie er Jonathan direkt

anblickte, während er sein endloses Klagelied fortsetzte:
»Du hast ihn umgebracht.«

»Sei kein Idiot, Barry. Du hast keine Chance ...«

Barry ließ sich zu Boden fallen, rollte über den Estrich nach links ab und zog dabei einen stummelnasigen Revolver aus der Hosentasche. Er landete auf einem Knie und zielte in die Dunkelheit. Da Jonathan wusste, dass Rechtshänder beim Schießen einen leichten Linksdrall hatten, machte er zwei winzige Schritte zur Seite.

Barry feuerte, die Kugel prallte von der Betonwand rechts neben Jonathan ab.

»Fallen lassen, sofort!«, brüllte Jonathan. Verdammt, Barry musste nicht auch noch sterben. Lionel war der kranke Wichser, nicht Barry.

Diesmal orientierte Barry sich an Jonathans Stimme und verfehlte ihn nur um Haaresbreite. Es wurde eng.

Instinktiv krümmte Jonathan den Finger und seine Pistole ruckte zweimal.

Barry gab ein bellendes Geräusch von sich, als sich zwei Kaliber-45-Geschosse durch ein und dasselbe Loch in die Brust bohrten und ihm das Herz zerfetzten. Er war tot, noch ehe ihn die zweite Kugel traf.

»Verflucht!«, entfuhr es Jonathan. Wie konnte ein Lösegeld so etwas wert sein? Er ließ das Magazin aus dem Pistolengriff schnappen und ersetzte es durch ein neues, während er das gebrauchte in die nun leere Magazintasche am Gürtel schob. Mit gespanntem Hebel, wie er es sich angewöhnt hatte, verstaute er die Waffe im Holster und drückte die Sendetaste vor der Brust. »Raum gesichert, zwei Freunde schlafen. Exfil in fünf.«

»Verstanden«, erwiderte Boxers. »Raum gesichert. Bin in fünf Minuten bei dir.«

Mittlerweile schrie Thomas Hughes ohne Pause, aber mit

dem Klebeband vor dem Mund konnte man sich keinen Reim daraus machen. Da der Schwerpunkt auf harten Konsonanten lag, schloss Jonathan, dass es sich größtenteils um Obszönitäten handelte. Vorsichtig näherte er sich dem jungen Mann, schließlich wollte er keinen Tritt kassieren und vor allem keine verräterischen Fußspuren in der sich zunehmend ausbreitenden Blutlache hinterlassen.

»Thomas, ganz ruhig. Du bist in Sicherheit. Ich bin hier, um dich nach Hause zu bringen. Die beiden sind tot und dir geschieht nichts. Hast du verstanden? Wenn du verstanden hast, nicke.«

Thomas zögerte, dann folgte er der Aufforderung. Es war eindeutig eine kalkulierte Reaktion. Die Furcht wich nicht aus seinen Augen, er wollte diesen neuen Angreifer auf keinen Fall unnötig reizen.

»Ich mach uns jetzt ein bisschen Licht«, verkündete Jonathan. Während er die Nachtsichtbrille nach oben klappte, langte er nach hinten in eine Seitentasche des Rucksacks und holte einen Leuchtstab hervor. Er knickte ihn und schüttelte, bis er zu leuchten begann. Erneut legte sich ein grüner Schein über den Raum – mit dem Unterschied, dass diesmal alle Anwesenden davon profitierten.

Die Angst in Thomas' Augen wuchs ins Unermessliche, als er Jonathans maskiertes Gesicht sah. Sein Retter bemühte sich, etwas freundlicher dreinzublicken. »Ich werde dich jetzt losschneiden. Mit einem Messer. Raste bitte nicht aus, wenn ich es zücke.«

Die 20 Zentimeter lange Klinge aus gehärtetem Stahl war rasierklingenscharf und wirkte verdammt angsteinflößend. Ebenso zweckmäßig wie tödlich. Es hätte Jonathan gerade noch gefehlt, dass der Bursche vor lauter Panik zappelte und sich dabei eine üble Schnittwunde zuzog. Vorsichtig schob er die Klinge zunächst zwischen die Knöchel des

Jungen, um die Füße zu befreien, danach kümmerte er sich um die Knie und schließlich um die Handgelenke.

»Das Tape vor deinem Mund kannst du selber abmachen.« Jonathan ging davon aus, dass es mittlerweile ziemlich fest klebte und regelrecht mit der Haut verschweißt war.

Anscheinend hatte Thomas Hughes Schwierigkeiten, die Enden des Klebebands zu ertasten. Jonathan überließ ihn sich selbst und klaubte die verbrauchten Patronenhülsen zusammen. Alle fünf lagen nur wenige Zentimeter voneinander entfernt in der Ecke unweit der zersplitterten Treppe. Er ließ sie in die Seitentasche der Hose gleiten.

Thomas fand endlich den Anfang des Klebebands vor seinem Mund und zog es mit einem Stöhnen ab.

»Bist du verletzt?«, fragte Jonathan.

»Die wollten mir die Eier abschneiden.« Thomas wirkte entsetzt und irritiert zugleich. »Sind Sie ein Cop?« Suchend drehte er den Kopf, bemüht, Jonathans Gesprächspartner zu finden. »Mit wem haben Sie gerade gesprochen?«

Jonathan übergang die Fragen. Neben einem Waschbecken im hinteren Teil des Kellers fand er Papiertücher und riss ein ordentliches Stück von der Rolle ab, wickelte es sich um die Faust und tränkte es mit Wasser aus dem Hahn. Das tropfnasse Bündel reichte er Thomas.

Der Junge beäugte ihn misstrauisch. Mit einem Nicken wies Jonathan auf Thomas' verschmierte Schenkel und den Genitalbereich. »Vielleicht willst du dich ja sauber machen.«

Verlegen nahm Thomas die Tücher entgegen, während Jonathan sich diskret abwandte, um ihm ein Mindestmaß an Würde zu gewähren. Jonathan bückte sich zu Lionels Leiche und durchsuchte die Taschen des Toten. »Wenn du fertig bist, will ich, dass du dir die Klamotten von diesem

Kerl hier schnappst und sie so schnell wie möglich anziehst. Einer von diesen Wichsern ist noch da draußen. Ich will weg sein, bevor er zurückkommt.«

»Nein«, sagte Thomas. »Es waren nur die zwei.«

»Nee! Glaub mir, da ist noch einer. Komm jetzt, mach schon!« Da Jonathan nichts außer einer Brieftasche fand, wandte er sich Barrys Leiche zu. Mit demselben Ergebnis. Beide Brieftaschen verstaute er in einer Außentasche des Rucksacks. Thomas hatte sich nicht vom Fleck gerührt. »Komm schon, Junge. Oder willst du nackt losziehen?«

Thomas kauerte sich hin und fummelte ungeschickt an den Schnürsenkeln von Lionels Stiefeln herum.

»Beeil dich«, drängte Jonathan. »Wir haben keine Zeit zum Trödeln.«

»Wenn Sie kein Cop sind, wer sind Sie dann?«

Jonathan hatte langsam genug. »Ich geh jetzt rauf und seh mich um. Wenn ich zurückkomme, bist du angezogen, kapiert? Ob mit oder ohne Klamotten, in drei Minuten verschwinden wir von hier.«

Er blickte dem Jungen fest in die Augen. Schließlich machte er auf dem Absatz kehrt. »Zwei Minuten und 50 Sekunden.«



Im Erdgeschoss stank es fast genauso schlimm wie im Keller. Trotz der Hitze hatten die Gebrüder Patrone nicht ein einziges Fenster aufgemacht. Da die winzige Klimaanlage im Wohnzimmer den Geist aufgegeben hatte, als Jonathan die Stromzufuhr unterbrach, war die Luft zum Schneiden. Es roch nach Alter und Krankheit,

wahrscheinlich das Vermächtnis der Großmutter, die das Anwesen erst vor Kurzem der nächsten Generation weitergegeben hatte. Auf Rücken- und Armlehnen der Polstersessel prangten Spitzendeckchen. Borten verzierten die handgenähten Vorhänge aus kariierter Baumwolle.

Im Schein einer faustgroßen Maglite forschte Jonathan nach Unterlagen, die Aufschluss über Thomas Hughes' Identität gaben. Früher oder später stolperte zwangsläufig jemand über die Leichen der beiden Brüder, weshalb er keine unnötigen Spuren hinterlassen wollte.

Auf der Resopalplatte des Küchentischs standen Kaffeetassen und Getränkedosen, daneben lagen Zeitungen aus Muncie, Bloomington und Chicago. Jonathan nahm an, ihre Paranoia hatte die Patronen zu Nachforschungen verleitet, ob die Familie Hughes nicht doch Einzelheiten der Entführung an die Öffentlichkeit durchsickern ließ. In der Ecke neben dem Herd stapelten sich Ausgaben der *New York Times*, mit deren Titelseiten die Gebrüder auf den angeforderten Fotos dokumentiert hatten, dass Thomas aktuell noch am Leben war.

Nichts davon brachte Jonathan weiter.

Was ihn weiterbrachte, war der Spiralblock, den er unter den Zeitungen fand. Einer der Brüder hatte darin alles festgehalten, was sich in den vergangenen Tagen ereignet hatte, mit Datum, Uhrzeit und Stichpunkten für ihre Forderungen. Die Handschrift wirkte geradezu kindlich, als habe der Verfasser die Buchstaben mühsam gemalt.

Jonathan stopfte alles in den Rucksack, selbst die Zeitungen für den unwahrscheinlichen Fall, dass die Kidnapper am Seitenrand Notizen gemacht hatten.

Halbwegs zufrieden kehrte er in den Keller zurück.

Fünf Minuten waren vergangen, doch Thomas war kein bisschen vorangekommen. Er war genauso nackt wie

vorher, allerdings hatte er sich von Lionels zu Barrys Leiche bewegt. Als der junge Mann Jonathans Schritte hörte, zuckte er zusammen wie ein Kind, das man bei einer Dummheit erwischte. »Der da ist voller Blut«, erklärte Thomas.

Jonathan seufzte. »Gut mitgedacht!« Wie stets erwies sich das Opfer als schwächstes Glied der Operation. »Wann hast du zum letzten Mal etwas gegessen?« Thomas wirkte abgemagert, fast schon unterernährt.

»Wie lange bin ich schon hier? Ich habe nichts bekommen, seit sie mich mitgenommen haben.«

»Du hast seit vier Tagen nichts gegessen?«

»Ein bisschen Wasser, aber keine feste Nahrung.«

Es war zwar keine Überraschung, aber ganz und gar nicht das, was Jonathan hören wollte. Wer Hunger hatte, bewegte sich langsam und wurde rasch müde. Jonathan langte in eine weitere Tasche und förderte eine Packung Pop-Tarts zutage. Mit Kirschfüllung. »Da, nimm. Genug Kohlenhydrate, um dich eine Weile über Wasser zu halten.«

Thomas musterte die Packung misstrauisch, griff aber nicht danach.

»Die sind nicht vergiftet«, beteuerte Jonathan. »Wenn ich dir was antun wollte, hättest du es schon gemerkt.« Um das Gesagte zu unterstreichen, ließ er den Blick über die beiden Leichen am Boden schweifen.

Thomas nahm das Gebäck und riss die Verpackung auf. »Danke.«

Während der Junge aß, machte Jonathan sich daran, Barrys Leichnam die Kleidung auszuziehen. Er hatte durchaus Verständnis für Thomas' Scheu vor dem Toten. Er hasste es ebenfalls, so etwas zu tun, dabei war es für ihn keineswegs das erste Mal.

»Geht es Tiffany gut?«, wollte Thomas wissen. Anscheinend musste er reden.

»Wer ist Tiffany?«

»Tiffany Barnes. Meine Freundin. Sie war bei mir, als sie mich entführt haben. Die haben ihr eins über den Schädel gezogen, ziemlich fest.«

Nachdem er Barry die Schuhe abgestreift hatte, machte sich Jonathan am Bund der Jeans zu schaffen. Er öffnete den Knopf, zog den Reißverschluss auf und riss an den Hosenbeinen. »Keine Ahnung! Von einer Tiffany Barnes weiß ich nichts.«

»Dann sind Sie also kein Cop.«

Jonathan glotzte ihn fragend an.

»Wenn Sie ein Cop wären, wüssten Sie über Tiffany Bescheid.«

Jonathan hielt einen Moment inne und stützte den Unterarm aufs Knie. »Manchmal sind die Cops nicht die beste Option. Schaltet man erst mal die Polizei ein, kann man ebenso gut der Presse eine Ankündigung faxen.« Er mühte sich weiter mit den Jeans ab. Schließlich hielt er sie in der Hand und Barrys Fersen knallten auf den Estrich. »Hier!« Er hielt sie Thomas hin.

Zögernd nahm dieser die Jeans entgegen. »Das Hemd will ich nicht. Es ist blutig.«

»Du musst es anziehen.«

»Nein.« Es war klar, dass er darüber nicht mit sich reden ließ.

»Schön«, meinte Jonathan seufzend. »Zieh die Hose an. Und die Schuhe. Ich bin gleich zurück.« Damit stand er auf.

»Wohin wollen Sie?«

»Zieh dich an, Tom.«

Jonathan nahm jeweils zwei Stufen auf einmal, betrat die Küche und arbeitete sich mit der Maglite zum Schlafzimmer vor. Auf dem Boden lag ein T-Shirt. Er hob es auf und kehrte damit in den Keller zurück. In den 30 Sekunden,

die er weg gewesen war, hatte Thomas Barrys Jeans angezogen. Sie war drei Nummern zu groß. Besser als drei Nummern zu klein.

»Hey«, machte Jonathan Tom auf sich aufmerksam und warf ihm das T-Shirt zu. »Da ist kein Blut dran.«

Thomas roch an dem T-Shirt und zuckte zusammen, zog es aber trotzdem an. »Fertig«, verkündete er.

»Was ist mit den Schuhen?«

Thomas schüttelte den Kopf. »Viel zu groß. Da bin ich barfuß besser dran.«

»Herrgott, Thomas, musst du mir dauernd widersprechen? Barfuß geht nicht, das wirst du schon bald einsehen. Mir ist egal, wie groß die Latschen sind. Das ist keine Modenschau.«

Endlich tat der Junge, was ihm gesagt wurde.

»Was ist mit denen?«, meinte Thomas mit Blick auf die Patronen.

»Die sind tot.« Jonathan strebte auf die aus den Angeln gerissene Tür zum Hof zu.

»Aber wir können sie doch nicht einfach ...«

Jonathan packte den Jungen am Oberarm und zerrte ihn hinter sich her, fest genug, um ihn wissen zu lassen, dass seine Meinung nicht zählte. »Bevor sie anfangen, dir leidzutun, denk daran, was sie mit dir anstellen wollten.«

Thomas zog den Arm weg. »Wo bringen Sie mich hin?«

»Nach Hause.« Jonathans Lächeln erreichte diesmal auch seine Augen. Die Anspannung fiel von dem Jungen ab. Den meisten Menschen war nicht klar, was für ein wunderschönes Wort ›Zuhause‹ war, bis man sie das erste Mal mit Gewalt davon wegriss.

»Abbruch, Abbruch, Abbruch«, drang es aus Jonathans Ohrstöpsel. »Du bekommst Besuch.«

»Shit! Na, sag schon.«

»Was ist denn los?«, fragte Thomas. »Was soll ich Ihnen sagen?«

»Nicht du.«

»Ein Fahrzeug kommt die Zufahrt entlang«, sagte Boxers. »Eingeschaltete Scheinwerfer, normales Tempo. Ich glaube nicht, dass du schon aufgefliegen bist.«

»Das muss Chris sein, unser dritter Mann«, sagte Jonathan ins Funkgerät. »Bleib außer Sichtweite und halt dich raus. Ich will ihn nicht vertreiben.« An Thomas gewandt fügte er hinzu: »Du bleibst hier. Wir haben da noch jemanden, um den ich mich kümmern muss.«

»Aber ich sage Ihnen doch, die waren nur zu zweit«, protestierte Thomas.

Jonathan gab ein Knurren von sich. »Jetzt weiß ich, weshalb sie dir den Mund zugeklebt haben. Rühr dich nicht vom Fleck und bleib in Deckung.« Er drehte sich um und stieg mit geschmeidigen Bewegungen die Treppe hinauf zum Rasen. Diesmal ohne Nachtsichtgerät, sonst würde er nur von den Scheinwerfern geblendet.

Fast eine ganze Minute lang erfassten seine Augen nichts als pure Finsternis. Schließlich nahm er zwischen den Bäumen, die das Ackerland rings um die Farm umgaben, den ersten Lichtschein wahr, zugleich auch das Aufheulen eines Motors, der nicht rund lief, und das Ächzen einer ebenfalls schlecht eingestellten Federung.

Sein Plan bestand darin, hier draußen vor dem Rübenkeller auszuharren und abzuwarten, ob Chris sich nicht möglicherweise von dem dunklen Haus abschrecken ließ und abhaute. Als das Fahrzeug – wie sich herausstellte, ein Kastenvan – etwa zehn Meter vor der Einfahrt abrupt stehen blieb und das Licht abblendete, hatte er seine Antwort.

Er klappte sich die Nachtsichtbrille vor die Augen und drückte die Sendetaste. »Wir sind aufgefliegen.«

Als hätte der Fahrer ihn gehört, riss er das Steuer hart nach links und ließ den Motor aufheulen, während er zu wenden versuchte. Das durfte Jonathan auf keinen Fall zulassen. Das Letzte, was er brauchte, war ein Kidnapper auf freiem Fuß. Rein instinktiv hob er das M4-Sturmgewehr, das er umhängen hatte, an die Schulter, erfasste das Ziel und feuerte sechsmal hintereinander auf den linken vorderen Kotflügel. Wie ein Donnerschlag hallte der Mündungsknall durch die schwüle Nacht. Jedes dritte Geschoss im Clip war panzerbrechend und er wollte sichergehen, zwei Löcher in den Motorblock zu sprengen. Im Infrarotbereich flackerten zwei Hitzefahnen auf, als der Wagen wie vom Blitz getroffen in der Beschleunigung innehielt.

Das Gewehr nach wie vor im Anschlag, trat Jonathan auf das außer Gefecht gesetzte Fahrzeug zu.

Im Ohrstöpsel knisterte es. »Bin auf Infrarot und hab Sichtkontakt zu dir und dem Fahrzeug. Auf der anderen Seite rührt sich was. Er ist ausgestiegen und bewegt sich nordwärts auf den Wald zu, benutzt den Wagen als Deckung für den Rückzug.«

Jonathan nahm sich nicht die Zeit für eine Bestätigung, doch die Gewissheit, dass Boxers alles aus der Luft beobachtete, war eine Genugtuung für ihn. Vom Bauchgefühl her wollte er das Fahrzeug am liebsten links liegen lassen und den üblen Burschen verfolgen, doch das widersprach den Einsatzregeln. Womöglich hielt sich noch ein zweiter Kerl im Wagen auf. Er durfte nicht das Risiko eingehen, einen Gegner im Rücken zu haben, während er hinter dem anderen her war.

Das Fenster auf der Beifahrerseite, ihm zugewandt, war vollständig geschlossen. Das Gewehr mit der Rechten an die Schulter gepresst, zog er mit der Linken den Teleskopschlagstock aus der Tasche am Koppeltragegestell. Er schlug

einen großen Bogen, um sich dem Fahrzeug von hinten zu nähern. Die Schiebetüren waren geschlossen, die Scheiben unversehrt.

»Hey, pass auf, Cowboy«, warnte Boxers im Ohr. »Vergiss nicht, du bist allein.«

Kurz vor der Hecktür duckte Jonathan sich, ließ das Gewehr los, sodass es am Gurt baumelte, und riss mit der rechten Hand eine Tränengasgranate vom Gurtzeug. Er zog den Stift, richtete sich mit gedrücktem Sicherungsbügel auf, schlug mit einem heftigen Hieb des Schlagstocks die Scheibe der Hecktür ein und schleuderte die Granate ins Innere. Während sich die Gaswolke ausbreitete, glitt er nach vorn und zerschmetterte die Scheibe der Beifahrertür. Mit einem flüchtigen Blick überzeugte er sich davon, dass der Wagen leer war. Der geflohene Fahrer war allein gekommen.

»Das Fahrzeug ist sauber. Wo ist meine Zielperson?«

»Sorry, Boss«, erscholl nach kurzem Schweigen die Stimme im Ohr. »Ich hab dir zugeguckt und ihn dabei verloren. Er kann aber nicht weit sein.«

Großartig! »Exfil erst, wenn wir ihn haben.«

»Verstanden! Laut Instrumententafel haben wir jede Menge Zeit.« Mit anderen Worten: Er hatte genug Sprit, um noch beliebig lange über dem Grundstück zu schweben.

Aus dem Kastenwagen kam ein Knall. Jonathan wirbelte herum, das Gewehr im Anschlag. Dichter schwarzer Rauch quoll aus der zerbrochenen Heckscheibe. Anscheinend hatte seine Tränengasgranate etwas leicht Entflammbares getroffen.

»Dein Van brennt, Boss.«

Jonathan schlug einen großen Bogen um das Gefährt und zog sich in Richtung Farmhaus zurück. Man konnte nie wissen, was die Leute so alles durch die Gegend

kutschierten. In Kolumbien hatte er fahrbare Drogenlabore – auf den ersten Blick vollkommen harmlose Trucks oder Pick-ups – in die Luft fliegen sehen, weil sie darin die abenteuerlichsten Chemikalien vermengten, um das Teufelszeug herzustellen, das sie vertickten. Er klappte das Nachtsichtgerät nach oben, und die Umgebung wechselte von leuchtendem Grün zu Schattierungen aus Schwarz, Grau und Silber.

Im Ohrstöpsel knackte es. »Du bekommst Gesellschaft. Seitlich hinter dir. Aus Richtung Haus.«

Shit! Jonathan ging auf die Knie, bemüht, sich so klein wie möglich zu machen, da seine Silhouette sich deutlich vor dem Feuer im Rücken abzeichnete, die ideale Trefferfläche für einen Schützen. Erneut klappte er die Nachtsichtbrille vor die Augen, und da war seine Zielperson: Thomas Hughes. Dieser verdammte Kindskopf! Bei solchen Gelegenheiten verfluchte er es, allein mit Boxers zu arbeiten. Wäre dies ein Einsatz der Unit gewesen, hätte sich jemand um den Jungen gekümmert und ihn davon abgehalten, Dummheiten zu machen.

»Runter!«, brüllte er.

Thomas blieb wie angewurzelt stehen. »Nicht schießen! Ich bin's!«

»Runter!«

»Ich bin's!« Der Junge hatte Angst.

Jonathan stürzte los, überwand die knapp 30 Meter, die sie voneinander trennten, innerhalb von fünf Sekunden, schlang Thomas den Arm um die Brust, drehte die Hüfte ein und schleuderte seine wertvolle Fracht ins feuchte Gras. Sobald der Junge am Boden lag, warf er sich über ihn, um ihn mit seinem Körper zu schützen. »Ich habe nicht gefragt, wer du bist«, zischte Jonathan. »Ich sagte runter, das heißt: hinlegen. Ich schwör bei Gott, wenn du nicht

endlich anfängst, auf mich zu hören, werde ich dich persönlich umlegen.«

»Ich habe Schüsse gehört«, ächzte Thomas wegen des Gewichts auf seinem Rücken. »Dann sah ich den Rauch und kriegte Angst.«

»Und dann bist du schnurstracks *dahin* gelaufen, wo geschossen wird und wo's qualmt?«

Thomas wand sich, um die Last loszuwerden. »Runter von mir.«

Jonathan gab ihn frei und ließ den Blick erneut zum Horizont schweifen, um nach Chris Ausschau zu halten.

»Ich bin rausgekommen, weil ich dachte, dass Sie vielleicht verletzt sind.«

Jonathan bedachte ihn mit einem merkwürdigen Blick. »Na dann, danke sehr. Aber jetzt musst du in Deckung bleiben. Der Fahrer dieses Vans ist nämlich kein Freund und lauert irgendwo da draußen.«

Sie mussten weg von dem Kastenwagen. Bei diesen Lichtverhältnissen gaben sie perfekte Zielscheiben ab, außerdem machten sie sein Nachtsichtgerät nutzlos.

»Siehst du was?«, fragte Jonathan in sein Funkgerät.

»Ein verdammt großes, heißes Feuer, ansonsten nicht viel ... warte. Da bewegt sich was.«

Jonathan sah es ebenfalls, und zwar im selben Augenblick, in dem er den Schuss krachen hörte. Die Kugel flog beunruhigend dicht an seinem Kopf vorbei. Eine zweite schlug haarscharf neben dem Ellbogen ein.

Thomas rief etwas, doch das war Jonathan im Moment egal. Er war beschäftigt. »Bleib unten!« Damit presste er das M4 an die Schulter.

Der Schütze schoss weiter. Das Mündungsfeuer verriet Jonathan alles, was er wissen musste. Gut 16 Meter jenseits des brennenden Vans, von der Körperhaltung her ein

Pistolenschütze, und zwar ein guter, berücksichtigte man Entfernung und Zielgenauigkeit. Jonathan drückte ab, dreimal kurz hintereinander. Er zielte genau auf das Zentrum und wusste, dass schon sein erster Schuss ein Treffer war, denn die Zielperson taumelte rückwärts. Beim zweiten ging er ebenfalls von einem Erfolg aus, beim dritten konnte er es nur vermuten. Ihm war, als nehme er noch eine Bewegung wahr, daraufhin feuerte er zwei weitere Male.

Stille kehrte ein, von Thomas' Kreischen abgesehen. Er hielt sich die Ohren mit den Händen zu und flehte, es solle endlich aufhören. Aus dem Kerl sprach die nackte Angst.

»Hey!«, schnauzte Jonathan ihn an.

Thomas fuhr zusammen, die Arme erhoben, wie um einen Angriff abzuwehren.

»Bist du verletzt?«

»Was passiert hier gerade?«, brüllte Thomas.

»Bist du *verletzt*?«

Der Junge schüttelte den Kopf. »N-nein«, stotterte er. »I-ich g-glaube n-nicht.«

»Dann halt den Mund. Bleib unten.«

Ein Abschuss war erst dann ein Abschuss, wenn er bestätigt wurde. Er sprang auf und strebte dem Waldrand zu. Geduckt wich er dem flackernden Schein aus, umrundete den brennenden Van und stürmte zu der Stelle, an der der Schütze zu Boden gegangen war.

»Red mit mir!«, sagte er zu Boxers.

»Es gibt nicht viel zu erzählen. Ich sah das Mündungsfeuer, dann bilde ich mir ein, dass er stürzte, bin mir aber nicht sicher. Jedenfalls rührt er sich jetzt nicht mehr.«

Mehr brauchte Jonathan nicht. Er wusste, dass sein Ziel schwer getroffen war. Jetzt ging es darum, schnell zu sein, das Überraschungsmoment war zweitrangig. Mit dem Gewehr im Anschlag sprintete er wie ein Leistungssportler

durchs Unterholz, eine Reminiszenz an vergangene Zeiten, denn er hatte tatsächlich mal bei Olympia teilgenommen. Einen Herzschlag später visierte er die lang ausgestreckt daliegende Gestalt des Schützen an. Die Verletzungen schienen zwar tödlich zu sein, aber noch atmete der Kerl. »Nicht bewegen«, warnte Jonathan und trat näher.

Der Anblick verschlug ihm die Sprache.



Der Schütze war eine Frau. Sie lag auf dem Rücken im Gestrüpp, ihr Blut, schwarz im Mondschein, quoll stoßweise unter der Hand hervor, die sie sich auf den Bauch presste. Den anderen Arm konnte sie nicht mehr gebrauchen. Eine zweite Kugel hatte sie ziemlich weit oben an der Brust erwischt und die Schulter in eine blutige Masse verwandelt. Die Menge des aus der Bauchwunde strömenden Bluts und die Stelle, an der sich die Verletzung befand, verrieten Jonathan, dass das Geschoss ihre Leber durchbohrt hatte. Die Frau hatte nur noch wenige Minuten zu leben. Ihre Beine waren merkwürdig verdreht. Das und die Tatsache, dass sie sie nicht bewegte, verrieten Jonathan, dass einer der Treffer auch ihr Rückgrat durchschlagen hatte.

»Noch einen Freund schlafen gelegt«, teilte er Boxers mit.

»Verstanden. Ich bin so weit.«

»Du kannst schon mal zur Landung ansetzen. In fünf Minuten sind wir bereit zum Exfil.«

Eine teure 9-Millimeter-Beretta lag neben der Frau auf dem Boden. Jonathan kickte die Pistole außer Reichweite. Sie trug tief auf der Hüfte sitzende, hoch ausgeschnittene

Jeans-Shorts von der Sorte, die kein Vater je an seiner Tochter gutheißen würde, und ein Abercrombie-Shirt, das vermutlich schlappe 100 Dollar kostete.

Vorsichtig wich er den blutigen Rinnsalen aus, ließ die Waffe in den Gurt sinken und klappte das Nachtsichtgerät einmal mehr hoch, kniete sich neben sie und strich ihr die üppige kastanienbraune Mähne aus dem Gesicht. Ohne lange darüber nachzudenken, griff er nach ihrer Hand. Sie war kaum älter als Thomas. Mit ihren hohen Wangenknochen und den vollen Lippen sah sie aus wie ein Model. Bei dem Gedanken, jemanden umzubringen, der so schön war, krampfte sich ihm der Magen zusammen.

»Wie heißt du?«, fragte Jonathan.

In ihren Augen glomm pure Panik. »Hilf mir. Es tut so weh. Ich spüre meine Beine nicht mehr.«

»Ich weiß«, erwiderte Jonathan. »Du wurdest angeschossen. Bist du Chris?« Bis zu diesem Moment hatte er überhaupt nicht die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass ›Chris‹ für Christina stehen könnte.

»Ich glaube, ich sterbe.«

Jonathan nickte. »Ja«, sagte er sanft. »Es dauert nicht mehr lang. Bist du die Letzte oder treiben sich noch mehr von euch hier draußen rum?«

Einen Moment lang sah es so aus, als wolle sie antworten, doch dann verhärtete sich ihr Blick.

»Gib mir eine Antwort«, drängte Jonathan. »Ich bleibe bei dir, bis es vorbei ist.«

Ihre Pupillen wirkten unnatürlich hell, weil sich in ihnen das Mondlicht spiegelte. »Fick dich!«, sagte sie.

Jonathan lächelte, behutsam drückte er ihre Hand. Er hatte schon viele Menschen sterben sehen und stets Bewunderung für diejenigen empfunden, die ihr Schicksal gelassen hinnahmen. Ob gut oder böse, im Himmel waren

Plätze für alle reserviert, die sich bis zum bitteren Ende als tapfer erwiesen.

Er ließ ihre Hand nicht los, während er die Taschenlampe aus dem Gurtzeug angelte und nach dem Schalter tastete. Das grelle Licht schmerzte in den Augen. Die Lampe zwischen den Zähnen, tastete er sie mit der freien Hand ab.

»Sag mir Bescheid, wenn es wehtut.«

»Wer sind Sie?«, erkundigte sich das Mädchen stöhnend. Blut durchnässte den Bund ihrer Jeans, während Jonathan in ihre Tasche langte und einen Führerschein aus Indiana zutage förderte. »Du heißt Christine Baker«, las Jonathan laut vor. Bei den Lichtverhältnissen fiel es schwer, festzustellen, ob das Foto auf der Karte Ähnlichkeit mit der Frau am Boden besaß. »Ist das dein richtiger Name?«

Er rechnete nicht mit einer Antwort und bekam auch keine. In der anderen Tasche hatte sie 23 Dollar in bar. Er steckte das Geld zurück und konzentrierte sich auf Christines Gesicht. Mittlerweile war ihr Mund voller Blut.

Er hasste das Töten. Er verstand sich mittlerweile viel zu gut darauf. Das Mindeste, was er seinen Opfern schuldete, war die Würde, ihnen beim Sterben in die Augen zu sehen. Er sehnte sich nach den alten Zeiten zurück, als die Leute, auf die er schoss, keine normalen Menschen gewesen waren, sondern Feinde, die sterben mussten, damit diejenigen, für die man kämpfte, am Leben blieben. Ihm fehlte die schlichte Ehrlichkeit des Krieges.

Als Christine das Atmen zunehmend schwerer fiel, kämpfte er gegen den Drang an, den Blick abzuwenden. Er strich ihr übers Haar. »Es ist bald vorbei«, flüsterte er.

Sie konnte keine Worte mehr formen, aber der harte Ausdruck in ihren Augen war Furcht gewichen. Nach einem tiefen, trotzigem Atemzug hob und senkte sich Christines Brust zum letzten Mal. Ihr Blick brach, sie war tot.



www.johngilstrap.com

Die Thriller von John Gilstrap platzieren sich seit Jahren immer wieder auf den US-Bestsellerlisten. Am erfolgreichsten wurde die Serie mit Jonathan Grave, einem verdeckten Ermittler (bisher zehn Bände). John verfasst auch Drehbücher für Hollywood und gibt Schreibseminare.

Neben der literarischen Arbeit ist er ein gefragter Sicherheitsexperte mit Firma in Washington, DC. Seine Spezialgebiete sind Sprengstoffe, Toxine und Brandursachenermittlung. John lebt in Fairfax.

Infos, Leseprobe & eBook:

www.Festa-Verlag.de